

Kunstmachen als Selbstbehauptung

Stefanie Ernst interviewt Johannes Heisig

Johannes Heisig, der 1953 in Leipzig geboren wurde, arbeitet heute als Bildender Künstler in Berlin. Nach dem Studium der Malerei und Grafik an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig zeigte er seine Kunst in zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland. Von 1980 bis 1991 lehrte er an der HfBK Dresden, wurde dort erst zum Professor und später zum Rektor ernannt. 1991 gab er seine feste Lehrtätigkeit auf und arbeitet seither als freischaffender Künstler. Johannes Heisig verlieh seinen Grenzerfahrungen in dem Bilder-Zyklus „Es war einmal“, welcher 2008 im Berliner Abgeordnetenhaus gezeigt wurde, Ausdruck. Über den Umgang mit dem Thema 20 Jahre Mauerfall sprach er mit politik und kultur.

politik und kultur: Herr Heisig, Sie haben unter anderem Portraits von Willy Brandt und Egon Bahr angefertigt. Verstehen Sie sich als politischer Künstler, als Künstler, der politische Kunst macht oder einfach als jemand, der in ein politisches Umfeld geraten ist?

Johannes Heisig: Um die Frage zu beantworten, müssten wir zuerst über die Begriffe „Politik“ und „politische Kunst“ diskutieren. Im weitesten Sinne ist Politik für mich das Zusammenleben der Menschen. Als Künstler schotte ich mich nicht von meiner Umgebung ab und konzentriere mich ausschließlich auf mein Innenleben, sondern suche den Dialog mit den Menschen und den Situationen, die mich umgeben. In meiner Kunst findet eine Selbstverständigung mit mir selbst, mit meiner Existenz in der Welt und in der Zeit statt. Insofern bin ich ein politischer Künstler und greife politische Themen auf, die mein Leben tangieren. Das, was ich tue, ist eine Art von Selbstbehauptung.

puk: Inwiefern?

JH: Dabei geht es um grundlegende Fragen, wie der nach der Gestaltungsmöglichkeit meiner Umwelt. Als Künstler bin ich in der oftmals privilegierten und manchmal schmerzhaften Situation, mich mit dem Ich und seinen Reibungsflächen auseinandersetzen zu können.

puk: Im Zusammenhang mit Ihren Mauerbildern ist im Feuilleton stets zu lesen, dass es sehr lange gedauert hat, bis Sie sich an dieses Thema gewagt haben. Ist dem so?

JH: Diese lange Ausklammerung des Themas war mir gar nicht so präsent. Wahrscheinlich hat mich über lange Zeit der Stoff einfach zu sehr dominiert. Ich selbst bin Jahrgang 1953 und in der DDR aufgewachsen. Das Eingeschlossensein und die Reisebehinderungen waren so prä-

20 Jahre Mauerfall

Wie hat sich die Kulturlandschaft zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer verändert? Wie haben sich die Arbeits- und Publikations- und Ausstellungsmöglichkeiten von Künstlerinnen und Künstlern verändert? Welche Bedeutung hat das kulturelle Erbe Ost und welche das kulturelle Erbe West?

Mit diesen und weiteren Fragen befasst sich die Reihe „20 Jahre Mauerfall“. In der letzten Ausgabe erschien ein Beitrag der Autorin Regine Möbius und ein Interview mit Jürgen Haase, Progress-Filmverleih. In dieser Ausgabe wird der Maler Johannes Heisig interviewt und der Verleger Christoph Links schreibt über die Verlagslandschaft in Ostdeutschland. Die Reihe wird fortgesetzt.

Die Redaktion ■



Johannes Heisig „Mauersegler“ - aus der Werkreihe „Es war einmal“. Öl auf Leinwand, 1994–2008.

Foto: © galerie son

sent, dass ich dem Thema in meiner Kunst wohl ausgewichen bin, weil es einfach zu stark war. Zudem ist das Thema Mauer sehr stark von bestimmten Fotografien und Bildern besetzt. Jeder, der daran denkt, hat sofort bestimmte Zeichen im Kopf. Denken Sie nur an den Soldaten, der über den Stacheldrahtzaun springt. Ich will in meiner Kunst nicht bloß etwas bebildern, sondern in dem Stoff das mich betreffende Besondere herausstellen. Wenn man sich auf den Mauerbau und die Deutsche Teilung einlässt und auch auf den Mauerfall, dann nimmt das eine Dimension an, die die Luft dünn werden lässt und einem den Atem nimmt. Erst mit über 50 Jahren spürte ich den Drang und das dafür notwendige Potential in mir, mich dem Ganzen künstlerisch zu nähern. Und auch in meinem Kollegenkreis haben sich einige des Themas angenommen, gemessen an der Bedeutung des Vorgangs und des Stoffes aber vergleichsweise wenige. Ich selbst bin mit dem Thema noch nicht fertig. Für eine Ausstellung, die im vorherigen Jahr gezeigt wurde, entstand ein bestimmter Kreis von Arbeiten. Sie stellen, wenn Sie so wollen, einen Auftakt dar.

puk: Die Mauer und die Geschichte, die eng mit Ihrer eigenen Biographie verbunden ist, lässt Sie in absehbarer Zeit also nicht los?

JH: Ja, denn es handelt sich um den Stoff, der meiner Generation am nächsten ist, der sie am intensivsten geformt hat. Wir sind fast in der Pflicht, dazu etwas zu sagen.

puk: Erwartet man von Künstlern aus der ehemaligen DDR vielleicht auch, dass sie sich dieses Themas annehmen?

JH: Vielleicht ist dem so. Ich richte mich allerdings nicht nach solchen Erwartungen. Die öffentlichen Reaktionen auf diese Bilder von mir machen aber eines klar: wie tief das Thema im Bewusstsein der Menschen verankert ist. Beim Arbeiten muss ich diese Öffentlichkeit ausklammern. Öffentliche Prügel für meine Mauerbilder musste ich bislang aber nicht beziehen.

puk: Als die Mauer fiel, hielten Sie sich in Italien auf. Als Künstler haben Sie anders als der „Normalbürger“ der DDR Reiseprivilegien genossen. Gelten Sie hier als authentisch?

JH: Solche Kritik gab es bislang nicht. Das liegt meines Erachtens auch daran, wie die Bilder gemalt sind und was sie zum Gegenstand haben. Sie entstanden ja nicht spekulativ im Rahmen eines Jahrestages, sondern stehen in starkem Bezug zu meinen persönlichen Erfahrungen. Manche Kritiker merkten an, dass zu wenig Mauer in den Bildern vorkomme und sie zu intim seien. Aber genau

darauf kam es mir ja an. Zentral ist für mich der Begriff des Erinnerns. An mir selbst merkte ich, wie Erinnerungen mit den Jahren zu etwas Floskelhaftem erstarren. Darüber hinaus hat jeder seine eigene Version im Kopf, die sich fast immer von öffentlichen Versionen unterscheidet. Mir ging es darum, ein bestimmtes Lebensgefühl dieser Zeit, speziell der 1980er Jahre zurückzurufen und für mich wieder emotional erlebbar zu machen. Ich wollte die Situation im Berlin der 1980er aufzeigen, so, wie ich sie erlebt habe. Im Zuge meiner Arbeit habe ich festgestellt, dass jeder, mit dem ich sprach, seine eigene Mauer, seine eigene Geschichte und seine eigenen Bilder im Kopf hat. Wie unterschiedlich Erinnern sein kann, hat mich verblüfft. Zu der Mauerreihe gehören ebenfalls Generationenportraits und die fast impressionistischen Stadtlandschaften mit den letzten Mauerspuren an der Bernauer Straße.

puk: Geschichte droht schnell in Vergessenheit zu geraten. Wollen Sie dem Vergessen mit Ihrer Kunst entgegenwirken?

JH: Erinnern ist wichtig, aber ohne erhobenen Zeigefinger. Ich merke, wie meine Erinnerungen versinken. Aus dem grauen Nebel ragen nur noch einige Spitzen heraus. Leider verlieren die Ereignisse und Erin-

nerungen dann ihre emotionale Wucht und erstarren zur Anekdote. Ich möchte das nicht zulassen, denn das, was ich heute bin, hat sehr viel mit dieser Mauer zu tun und all den Sehnsüchten, die sie evozierte. Während DDR-Zeiten konnte ich ein paar Mal in den Westen reisen. Speziell in Berlin spürte ich die Enge der Räume, die sich durch die Mauer ergab. Dadurch wurde die Kultur in West- wie in Ostberlin geprägt. In Westberlin erwachten in den 1970er Jahren der Punk und die wilde Malerei. Rebellion lag in der Luft. Im Osten war es ähnlich, wenn auch weniger spektakulär. Die Literatenszene im Prenzlauer Berg, die Szene der jungen bildenden Künstler, die Zionskirchenbewegung waren alle stark beeinflusst von dem Gefühl der Beklemmtheit. Emotional wollte ich diese Zeit für mich wieder wachrufen. Die nachfolgenden Generationen werden all das natürlich nicht so stark empfinden können, da sie es nicht selbst erlebt haben. Für sie wird es mehr und mehr ein geschichtliches Phänomen werden, und das ist auch in Ordnung.

puk: Ihre Mauerbild-Serie trägt den Titel „Es war einmal“. Dadurch rückt das Ganze in ein märchenhaftes Umfeld. Ein Märchen, das gut ausgegangen ist?

JH: Ich bin kein glatter Optimist. Ich hab aber Spaß an Bildtiteln, die einen Widerhaken haben, die provozieren und zum Nachdenken anregen. Für mich sind die Wende und der damit einhergehende Zusammenbruch des Ostblocks, des sozialistischen Systems, mehr Auftakt als Endpunkt und künden von wirklich gewaltigen kulturellen, wirtschaftlichen, politischen Umwälzungen, die noch bevorstehen.

puk: Für Sie und viele Millionen andere ist mit dem Fall der Mauer aber auch eine Art von Grundsicherheit weggebrochen. Ein Staat, egal wie man zu ihm stand, brach weg und damit auch eine gewisse Stütze.

JH: Zur Zeit der Wende war ich Hochschullehrer in Dresden und in gewissem Maße im kulturpolitischen Umfeld etabliert. Nach der Wende verließ ich die Hochschule und war freischaffender Künstler in Gesamtdeutschland. Dieser Status war weit weniger abgesichert als zu DDR-Zeiten. Nach DDR-Auffassung durfte es prinzipiell nicht sein, dass Künstler am Hungertuch nagten. Entsprechend kümmerte sich der Staat. Künstler in der DDR genossen auch seitens der Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit, denn sie konnten mittels des „Verschlüsselungssystems“ Kunst unausgesprochenes ausdrücken. Ab den 1970er Jahren investierten auch immer mehr Westsammler in Ost-Kunst: das Interesse außerhalb der DDR an deren Kunst war ein zusätzlicher Schutz. Ich gehöre einer Generation an, die direkt nach Abschluss des Studiums im Westen ausstellen konnte. Uns kam in der BRD ein großes Interesse entgegen und wir konnten an Orten ausstellen, um die Kollegen aus dem Westen viel härter kämpfen mussten. Dieser „Exotenbonus“ fiel mit der Wiedervereinigung schlagartig weg. Die Vorstellungen wandelten sich, und die Kunst aus dem Osten galt als rückwärtsgerichtet und überwunden, nicht mehr recht ins Bild einer zeitgenössischen internationalen Kunst passend. Im Jahr 1990 stellte ich in einer Galerie in Kreuzberg aus. Der Andrang war so groß, dass sich die Leute an den Bildern ihre Mäntel beschmierten. Drei Jahre später kamen gerade mal 20 Personen zu einer Ausstellungseröffnung in derselben Galerie. Dieser abrupte Wechsel

Weiter auf Seite 38

Fortsetzung von Seite 37

Interview Heisig

musste psychisch erstmal verkraftet werden. Diese Art der Verunsicherung, die sich existentiell, finanziell und gesamtwirtschaftlich ausgedrückt hat, betraf viele Menschen der ehemaligen DDR. Unter Künstlern hat es jede Menge Zusammenbrüche gegeben,

viele wurden depressiv, einige wählten sogar den Selbstmord.

puk: Wenn man mit Westkünstlern spricht, existiert nach wie vor die Meinung, dass Ostkünstler hofiert werden. Worauf gründet diese gegensätzliche Sicht der Dinge?

JH: Anders als die Schriftsteller haben es die Bildenden Künstler aus Ost und West nie wirklich geschafft, sich zusammenzuraufen. Ob aus Mangel an Souveränität oder aus einem ge-

wissen intellektuellen Manko heraus weiß ich nicht. Es gibt Spannungen zwischen jenen, die unter schweren persönlichen Verwundungen vor der Wende in den Westen gekommen und jenen, die bis zuletzt in der DDR geblieben sind. Meiner Meinung nach wurden Künstler aus dem Osten nach den 1990er Jahren keinesfalls mehr hofiert. Schauen Sie sich nur mal die Politik der Museen an. Alles, was aus dem Osten kam, ist in die Depots

verfrachtet worden. Ich persönlich unterlag der Illusion, dass man mit dem Pfund der gemeinsamen Sprache die Unterschiedlichkeiten der Entwicklungen hätte diskutieren können. Leider fand das nicht statt. In den 1980er Jahren war das noch komplett anders. Bei Ausstellungseröffnungen im Westen saß ich mit Kollegen von dort oft nächtelang diskutierend zusammen. Nach dem Mauerfall herrschte plötzlich nur

noch Lagerdenken. Das habe ich ganz lange nicht wahrhaben wollen. Hier wurde eine Chance klar verpasst. Aber vielleicht ist das auch eine echt deutsche Reaktion: Sobald irgendwo Spannungen und Differenzen auftauchen, werden sie ganz schnell beiseite geschafft. Konflikte auszuhalten, ist vielleicht nicht unsere Stärke.

puk: Vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview führte Stefanie Ernst ■